

Wie und wozu forschen?

Vom Sinn soziologischer Erkenntnisproduktion

Angelika Pofertl und Reiner Keller

„Denn irgendwie ist Soziologie die Wissenschaft von allem.“ (<http://www.berufsberatung.ch/dyn/31392.aspx>; Zugriff vom 15.7.2014)¹

1 Über Gesellschaft erzählen

In seiner 2007 veröffentlichten Essaysammlung „Telling about Society“ hält Howard S. Becker überzeugend fest, dass Soziologie eine der Arten und Weisen ist, Geschichten über Gesellschaft zu erzählen. Sie stehe neben anderen Gattungen des Erzählens, etwa der Photographie, dem Film, dem Roman und der literarischen Fiktion, dem Theater, der Musik, aber auch der Statistik (Becker 2007). Keine dieser Gattungen bzw. keine einzige der Erzählungen, die sich solchen Gattungen zuordnen lassen, kann für sich beanspruchen, die einzig mögliche Wahrheit auszusagen. Sie bieten Perspektivierungen und als solche sind sie relativ und partiell. Schon George Herbert Mead sprach davon, dass die einzig bestimmbare Wirklichkeit die Wirklichkeit der Perspektiven sei. John van Maanen (2011) hat dies sehr instruktiv für die ethnographische Forschung beschrieben. Sie baue auf einem großen Variantenreichtum möglicher Grund-Stories auf, etwa derjenigen einer sozialpolitisch engagierten, einer feministischen oder schlicht ‚neugierigen‘ Haltung.

In den verschiedenen Erzählgattungen sind vergleichbare Probleme zu lösen. Becker nennt mehrere Aufgaben: So muss unweigerlich eine *Selektion* von Inhalten erfolgen. Hinzu kommt die *Übersetzung* dessen, was erzählt werden soll, in die Konventionen und Standardmuster der jeweiligen Gattung. Zudem ist es notwendig, die Elemente der Darstellung in besonderer Weise zu *arrangieren*, etwa im Sinne einer Gliederung nach Themenaufriss, Fragestellung, Bearbeitung und

1 Webseite der Schweizer Studien- und Berufsberatung.

Schlussfolgerung, oder, in fiktionalen Texten, in die Einführung der Personen, die Entfaltung der Handlungsstränge, die Dramaturgie des Geschehens und den Abschluss. Während dies alles Aufgaben sind, die von den Herstellern der Erzählungen übernommen werden müssen, ist der Prozess erst vollständig durch die Hinzuziehung der *Interpretationstätigkeiten* der Nutzer sowie deren Kenntnissen und Kompetenzen in der Entzifferung der jeweiligen Erzählungen und ihrer Gattung. Wie viele andere Modi des Erzählens über Gesellschaft hat auch die Soziologie mehrere Adressatenkreise: das Fachkollegium, Auftraggeber oder Förderer und ein allgemeinöffentliches Publikum.

Die verschiedenen Möglichkeiten, (über) Gesellschaft zu erzählen, unterscheiden sich neben ihren allgemeinen Gattungsmerkmalen und involvierten Erzählhaltungen durch die Prozeduren, mittels derer die genannten Aufgaben bearbeitet werden, in der Form der Evidenzbezeugung sowie der implizierten Arbeitsteilung zwischen Produzenten und Rezipienten. Becker zählt die Soziologie zu den ‚produzentenbasierten‘ Erzählungen. Die Repräsentation der Wirklichkeit, die soziologische „Sinn-Bastelei“ (Ronald Hitzler),² erfolgt darin in der Form von Argumenten (Becker 2007, S. 26), die von der ‚Richtigkeit‘ des Gesagten überzeugen und nur so auf eine möglichst gelingende Kommunikation hoffen lassen:

„Suppose that you have made the hard choices of what to include in the report (the story, the film, whatever a report is called in the medium you are working in) you want to make on the social phenomena you’ve investigated. You’ve got the ‚data‘, the raw material. You have swallowed a bitter pill and accepted that you can’t incorporate everything you have collected and think and still achieve anything useful to you or the people you mean your report for. You accept that some, perhaps a great deal, of your hard-won knowledge and material will end up, as film people used to say, on the cutting-room floor. Now you have what remains after this winnowing, a pile of fragments: strips of film, pages of numbers, files full of field notes. How can you arrange all this stuff, put it together so that it communicates what you want to communicate to the people you want to communicate it to [...]? Writers of social science (and other scholarly) texts typically experience this as the problem of constructing an argument, saying what needs to be said in an order that presents your ideas so efficiently and clearly that readers or viewers will not mistake them for something you didn’t mean and so that all criticisms and questions will be forestalled.“ (Becker 2007, S. 31)

Ein konstitutives Merkmal des soziologischen Erzählens liegt darüberhinaus (und vor allem anderen) in der Art und Weise, wie Soziologie sich auf ihren Gegenstands- und

2 Hitzler (1988) verwendet den Begriff des Sinnbastelns in einem individualisierungstheoretischen und auf moderne Lebensstile bezogenen Verständnis. Die Übertragung auf Wissenschaftsproduktion ist hier in erster Linie metaphorisch, lässt sich sozial- und wissenstheoretisch aber durchaus strenger fassen.

Adressatenbereich bezieht. Sie operiert im Medium des Sinns und fällt darin, wie schon Alfred Schütz (2004 [1953]) betonte, mit ihrem Gegenstand – der Gesellschaft – in eins. Ihre Tat ist das Wort, und das Wort ist ihre Tat – wie es die französische Ethnologin Jeanne Favret-Saada so unnachahmlich für die Analyse der modernen Hexerei im „Hainland von Westfrankreich“ formulierte (Favret-Saada 1979, S. 16ff.). Doch darin gleichen andere (wissenschaftliche wie nicht-wissenschaftliche) Formen der Kulturproduktion der Soziologie (und teilweise auch die Soziologie diesen anderen Formen) inzwischen sehr, die Grenzen sind unscharf geworden – sei es im Zuge von Interdisziplinarität, sei es im *cross over* wissenschaftlicher, künstlerischer, pädagogischer und medialer öffentlicher Vermittlungen. Mit Fug und Recht könnte sie umgekehrt einen Alleinvertretungsanspruch behaupten – wer, wenn nicht die Soziologie, ist die Wissenschaft von der Gesellschaft schlechthin? Wer, wenn nicht die Soziologie, ist der sozialen Wirklichkeit näher als die Fiktion – anders formuliert, was macht ihre potentielle Überzeugungskraft im Unterschied zum Alltagswissen, aber auch zu Film, Literatur, Theater oder den diversen Genres des Realismus (Sozialreportage, Dokumentar fotografie etc.) aus?

Unsere These ist, dass sich der Gewinn soziologischer Erkenntnisproduktion nur über ein sehr spezifisches, doch zunehmend schwieriger werdendes Verhältnis von gegenständlicher Nähe und Distanz begreifen lässt: Soziologie ist Teil der Gesellschaft und zugleich etwas anderes. Sie muss sich dem Gegenstand anschmiegen, um etwas in Erfahrung zu bringen; sie muss sich entfernen, um etwas über ihn aussagen zu können. Entscheidend ist dabei gerade nicht ein sich über die Gesellschaft erhebender Rationalitätsanspruch, nicht Aufklärung in einem vereinfachten, Unwissenheit voraussetzenden Sinne.³ Die Gesellschaft ‚weiß‘ bereits alles über sich – auf der Ebene pragmatischen Wissens seit jeher und auch auf der Ebene des Reflexionswissens mehr denn je, die Verwissenschaftlichung von Gesellschaft hinterlässt bemerkenswerte Spuren. Das aber heißt zum einen, dass Soziologie stets mit anderen (schon vorhandenen oder sich gar in ‚ihr‘ Geschäft einmischenden) Worten und Taten konkurrieren muss. Es bedeutet zum anderen, dass sie es (aus wissenssoziologischer Sicht) strukturell schwerer hat, Neues sichtbar zu machen und Überraschungen zu produzieren.

Geht soziologische Forschung im argumentativen Stil des Geschichten Erzählens (einschließlich der empirischen Fundierung dieser Argumente durch Material und ‚Daten‘) auf? Ist sie ein Narrativ unter vielen? Was besagt dies für ihren wissenschaftlichen Wahrheits- und Erkenntnisanspruch? Und was macht – wenn wir die Position

3 Zur Auseinandersetzung um Aufklärung, Moderne und deren wissenschaftliche Erkenntnis- und Beschreibungsformen vgl. kontrastierend Adorno (2003 [1968]), Habermas (1985), Foucault (1990 [1983]), Bourdieu (1992 [1987]) sowie z. B. Nassehi (2006).

Beckers akzeptieren – den der Erzählung zugrunde liegenden Erkenntnisprozess aus, die wirklichkeitsbezogene Sinngenerierung, die der soziologisch erzählenden Wirklichkeitsbeschreibung erst den ‚Stoff‘ zu liefern vermag? Wir schlagen vor, soziologisches Forschen als eine spezifische Art und Weise der *experimentellen Erfahrung* und der *Eröffnung neuer Denk- und Handlungshorizonte* zu begreifen, die es erlaubt, Geschichten über Gesellschaft *anders* als diese selbst zu erzählen. Dies wirft erstens die Frage nach dem Verhältnis von Soziologie und Gesellschaft und zweitens die Frage nach den Herausforderungen soziologischer Erkenntnis- und Sinnproduktion auf. In beiden Hinsichten ist mit konstitutiven Spannungen und gegenwartsgesellschaftlich gesteigerten Komplikationen zu rechnen.

2 Zur Soziologisierung von Gesellschaft

Mit der soziologischen Analyse von Gesellschaft verändert sich der Gegenstand, be/nennen heißt für die Soziologie unweigerlich: intervenieren. Anthony Giddens (1984 [1976]) hat dies mit dem Konzept der „doppelten Hermeneutik“ verbunden. Soziologische Erkenntnisbildung läuft über die Analyse und Interpretation sozialer, sinnhaft strukturierter Phänomene, d. h. ihrer Gegenstände, die sich selbst immer schon deuten und gedeutet haben – „Sinnkonstitution [findet eben, Erg. der Verf.] in Alltag und Wissenschaft“ (Eberle 1984) statt. Das wissenschaftliche Verstehen von menschlichen Äußerungsformen und Interaktionsprodukten ruht, wie Hans-Georg Soeffner festhält, auf der *Auslegung* von *Auslegungen* auf:

„Nun haben Soziologen es jedoch nicht mit irgendwelchen Arten von Lebewesen zu tun, sondern mit jener Spezies, der sie selbst zugehören – und mit *jeder* Form sozialen Handelns, durch die sich diese Spezies darstellt oder die ihr einfällt. Damit sind die ‚Fischgründe‘ einerseits unendlich groß, andererseits aber durchaus keine *terrae incognitae*. Das (sinnhaft) Soziale in all seinen Erscheinungsformen wird implizit oder explizit bereits ausgelegt und gedeutet, wird implizit oder explizit zumindest jeweils von denen gewußt, die diese Erscheinungsformen hervorbringen: das von den Soziologen deutend zu verstehende und zu erklärende Handeln ist bereits gedeutet und verstanden.“ (Soeffner 2004, S. 12 [1989]; Hervorh. im Orig.)

Die soziologische Auslegung schafft, weil sie sich der Medien der Schrift und des Sinns bedient, ihrerseits Sprache und Wörter: Begriffe, Lesarten, Erzählungen. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Tätigkeit werden wiederum zum Gegenstand von Aneignungen *in der* und *durch* die Gesellschaft, die ihre Selbstbeschreibungen mithilfe soziologischer Wissensbestände ergänzt (ersetzt, modifiziert) und genau

dadurch ihre Gestalt wie auch ihre symbolisch-materiale Wirklichkeit verändert. Das Objekt der Analyse transformiert sich, ausgelöst durch die Analyse; es wird ‚Subjekt‘ eines neuen Geschehens (und generiert weitere Arbeit für Soziologie). Eine solche Form der Intervention muss keineswegs mit einer expliziten, ‚kompletten‘ oder ‚korrekten‘ Übernahme von Vokabularen, Theoriegebrauchsweisen, Ergebnissen oder gar Steigerungen des Rationalitätsniveaus einhergehen, und auch die sozialtechnologische Übersetzung stellt nur eine der verschiedenen Möglichkeiten der gesellschaftlichen Diffundierung soziologischen Wissens dar. Vielmehr verkrümmeln sich die soziologischen Erzählungen in die Kapillaren ihres Gegenstandes. Die Komplexität und Eigentümlichkeit dieser Prozesse hat bereits auch die soziologische Verwendungsforschung hinreichend deutlich gemacht (Beck/Bonß 1994). Sie weist entschieden darauf hin, dass soziologisches Wissen in den gesellschaftlichen Praxisfeldern nach den dort vorherrschenden Relevanzen und Logiken umgeformt und eigensinnig eingegliedert wird. Was zunächst vielleicht allzu abstrakt klingen mag, lässt sich leicht anhand der Karriere begreiflich machen, die sozialwissenschaftliche Diagnosen wie etwa diejenige der aus den 1960er Jahren stammenden ‚Wissensgesellschaft‘ im gesellschaftlichen Raum durchlaufen haben. ‚Wissensgesellschaft‘ mutierte von einem beschreibenden Begriff für das Forschungsobjekt zum Selbstverständnis des Objekts Gesellschaft selbst – mit weitreichenden politisch-praktischen, ökonomischen, organisatorischen und alltagsweltlichen Folgen.

Glaubt man den rituellen Klagen über ‚die‘ Gesellschaft, die ‚die‘ Soziologie missachte und deren Einsichten nicht folgen wolle (fachintern, auf Soziologiekongressen etwa, ist dies häufig zu hören; in der Prosa der Antragsprache herrschen eher Zweckoptimismus und Verheißungsrhetoriken vor), dann zeichnet sich das merkwürdige Bild einer um Anerkennungsprobleme ringenden (im fachlichen Selbstverständnis wichtigen, nach außen vermeintlich unwichtigen) Wissenschaft ab. Doch dabei stehen zu bleiben, wäre ebenso oberflächlich wie müßig. Im Gegenteil möchten wir behaupten, dass die wissenschaftliche Disziplin der Soziologie auf ganzer Linie über die anderen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen ‚gesiegt‘ hat. Genau das ist allerdings ihr Problem: Wie lässt sich noch Soziologie betreiben in einer längst und durchweg soziologisierten Gesellschaft? Wie lässt sich das ‚Eigene‘ dieser Disziplin noch erkennen, wenn alle anderen Disziplinen, von der Archäologie der frühen Neuzeit über die Linguistik und Literaturwissenschaft bis hin zur Wirtschaftswissenschaft inzwischen soziologische – genauer: quasi-soziologische – Forschung ihr Eigen nennen? Wenn ‚das Soziale‘ keinen spezifischen Gegenstandsbereich mehr bezeichnet, sondern die allgemeine Erkenntnisperspektive der Humanwissenschaften? Wenn implizite Soziologisierungen des jeweiligen Zugangs so selbstverständlich geworden sind, dass Nicht-SoziologInnen erstaunt

fragen, was an ‚Gesellschaft‘ und ‚Gesellschaftsanalyse‘ soziologisch sei? Es lässt sich nicht verschweigen: Gesellschaftliche Selbstverständigungen in der öffentlichen Sphäre, in Institutionen und politischen Arenen, in bürgerschaftlichen Gruppen, Diskussionsveranstaltungen, Ausstellungen, Festakten bis hin zum schulischen Unterricht sind heute von soziologischen Kategorien durchsetzt, und auch die gegenwärtige Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems (z. B. in interdisziplinäre Studiengänge und x-fach addier- wie kombinierbare Modularisierungen quer durch die Gebiete) geht zweifellos mit einer – durchaus problematischen – Entdifferenzierung fachlicher Zugänge einher.

Die Feststellung, dass die Sozialwissenschaften im Allgemeinen und die Soziologie im Besonderen mit ihren Forschungen und Diagnosen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine ungemein weite öffentliche Verbreitung gefunden haben, ist nicht übertrieben (vgl. Keller 2012). So ist nicht nur ein großer Teil ihres begrifflichen Repertoires in den alltäglichen Sprachgebrauch und in die Arbeitspraxis zahlreicher Professionen in den verschiedenen gesellschaftlichen Handlungsfeldern eingedrungen. Die Soziologie ist zugleich Bestandteil universitärer Ausbildungen weit über ihre eigentliche Fachgrenze hinaus. Ihre Konzepte und Theorien prägen einen breiten Bereich von Wissensproduktionen und professionellem Handeln (z. B. in den Verwaltungen, in sozialpädagogischen Einrichtungen, in Unternehmen und Organisationen aller Art). Die Vielfalt und Geschwindigkeit der öffentlichen Debatten, aber auch der Zwang der Massenmedien, Seiten und Sendeminuten zu füllen, bewirken die sofortige Zirkulation der jeweils aktuellsten ‚soziologischen Erkenntnisse‘. Im Laufe einer Woche lassen sich mühelos Kommentierungen des Schul- und Bildungssystems, der Gewaltexzesse, der Probleme gesellschaftlicher Integration, der Veränderungen in der Arbeitswelt, der Ungleichheitsentwicklung, der Familien- und Paarbeziehungen, der Globalisierung, der technischen Risiken und Umweltgefährdungen abrufen, die auf Begriffe und Erklärungsangebote der Soziologie zurückgreifen. Wo schon in der Grundschule das Konzept der ‚Patchwork-Familie‘ oder der ‚Transnationalität‘ auf dem Lehrplan steht, dürfte die familiensoziologische Forschung Probleme haben, der längst gelebten und reflektierten Alltagswirklichkeit noch Neues hinzuzufügen. Wo die Leitmedien des Bürgertums auf die Arbeit ausgebildeter SoziologInnen zurückgreifen können, wo die neueste Publikation gleich am Tag des Erscheinens besprochen, kommentiert und eingeordnet ist, wo hunderttausende ausgebildeter Haupt- oder Nebenfach-SoziologInnen im Berufsleben stehen, hat es eine Disziplin schwerer, interessant zu erscheinen, als dies vor fünfzig oder vierzig Jahren der Fall gewesen ist:

„Bis 1960 waren es etwa 400 AbsolventInnen (Diplom oder Magister in Soziologie bzw. Sozialwissenschaft, auch Diplom-Sozialwirte, Promotionen ohne vorherige

Abschlussprüfung, aber ohne Lehramt). Von 1961 bis 1970 waren es etwa 1800. In der Dekade von 1971 bis 1980 stieg diese Zahl um 8300 AbsolventInnen auf 10500 AbsolventInnen. Von 1981 bis 1990 verdoppelte sich diese Gesamtzahl auf 21100 AbsolventInnen. In diese Dekaden sind die etwa 600 AbsolventInnen der ehemaligen DDR-Hochschulen eingerechnet. Von 1991 bis 2000 stieg die Zahl um weitere 11900 AbsolventInnen auf 33000 und schließlich von 2001 bis 2010 um weitere 27000 AbsolventInnen (einschließlich Bachelor, aber ohne Master) auf insgesamt 60000 AbsolventInnen.“ (Marquardt 2011, S. 1)

Dergleichen Zahlen (sie gelten für Deutschland) belegen zwar nicht wirklich, wie es um den Einfluss des Faches steht. Auch geht es natürlich keineswegs darum, ein ‚Zuviel‘ an Soziologie auszurufen (das besorgen seit jeher andere). Doch, so lässt sich fragen, ist die Soziologie immer noch eine Disziplin, von der die Gesellschaft, etwas über sich erfahren kann? Die dazu in der Lage ist, ihren Gegenstand, die Gesellschaft, zu überraschen? Der Preis des Erfolgs scheint vor dem skizzierten Hintergrund eher in einer Art omnipräsenter Unsichtbarkeit zu liegen, und das wäre in der Tat ein undankbares Schicksal – die Soziologie als stumme Dienerin im Hintergrund, als heimliche Reproduktionskraft im Schatten anderer Diskurse, eine einstige Leit- und nunmehr etwas glanzlose ‚Hilfswissenschaft‘, die ihre Schuldigkeit getan hat und gehen kann?

3 Die Kunst des soziologischen Erzählens

Die Bedingungen für eine progressive, d. h. tatsächlich weiterführende Sozialwissenschaft erscheinen heute schwerer als zu früheren Zeiten, ja selbst bis in die 1980er Jahre hinein. Darüber kann auch der überstrapazierte Begriff der Innovation nicht hinwegtäuschen, der sich oft ohnehin in den Zauberformeln einer geradezu organisatorisch eingesetzten Sprache der Steuerung und Kontrolle (Qualitätsmanagement, Nutzenerwartungsanalyse, Bruchstellendiagnose, Ausfallalternative, Erfolgsquotient...) verliert.⁴ Für Überraschungen muss man empfänglich sein – dies betrifft sowohl die Kreativität der Wissenschaft als auch die Irritierbarkeit der Rezipienten, der Abnehmer, Förderer, Nutzer. Soziologische Wissensproduktion unterliegt einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, deren institutionelle Vorgaben nicht immer günstig sind. Es geht hierbei um Freiräume und die materialen wie organisatorischen Grundlagen kreativer Arbeit, die sich im Zuge der Hyperregulierung wie auch der

4 Auch sozialwissenschaftlich ausgerichtete Ausschreibungen der Forschungsförderung können sich dem Bann eines solchen Vokabulars offenbar nur schwer entziehen; Beispiele hierfür sind zunehmend zu finden.

Prekarisierung innerhalb des Wissenschaftssystems tendenziell verschlechtern. Es geht aber auch um die Aufnahmebereitschaft der Gesellschaft – wer alles schon zu wissen glaubt, den kann nichts mehr erschüttern. Soziologisches Wissen läuft typischerweise Gefahr, schnell doch wieder trivial, ‚langweilig‘ oder – umgekehrt – ‚zu‘ akademisch-kompliziert zu wirken; selbst für die Version einer Wissenschaft, die sich ausdrücklich dem Ziel der öffentlichen Relevanz verschreibt, ist es nicht leicht, eine entsprechende Form zu finden.⁵ Die immer rascheren Verfallszeiten wissenschaftlicher Befunde, die schier überbordende Publikationsflut, die immer kleinteiligere Spezialisierung, der immer stärkere Vermarktungs- und Distinktionszwang fügen dem ein weiteres Moment hinzu. Nun ist freilich darauf hinzuweisen, dass es der Soziologie in ihrer Fähigkeit, Überraschendes zu produzieren, kaum anders ergeht als anderen wissenschaftlichen Fächern. Neben den „Sternstunden der Soziologie“ (Neckel et al. 2010) sind auch die Sternstunden der Naturwissenschaften selten(er) geworden, und häufig in der Klassik verortet.

Ein fachlicher Konservatismus und Traditionalismus, das Festhalten an klassischen Grenzziehungen, Restriktionen und einem allzu engen Wissenschaftsverständnis bietet sich allerdings kaum als Ausweg aus dem Dilemma an. Dies gilt – um auf Becker zurück kommen – für das soziologische Erzählen wie für die Kunst in gleichem Maße:

„The universe of representations of society contains innumerable possible ways of doing this work and dividing it between makers and users. I’m convinced that contemporary social science has crippled itself by imposing strict limits on the permissible ways of telling what researchers find out about the things they study. [...] Artists can be criticized for acting too much like social scientists – critics complained that Georges Perec was writing like a sociologist, that Hans Haacke’s work was sociology rather than sculpture. And social scientists who use unusual methods or ways of telling get criticized for not being ‚scientific‘. [...] The resulting conservatism weakens the social sciences and work in the arts equally. We have a bad case of ‚it was good enough for Grandpa and it’s good enough for me.‘“ (Becker 2007, S. 286f.)

Die genannten Entwicklungen stellen vielmehr eine erhebliche Herausforderung für die Soziologie, ihr fachliches Selbstverständnis und Potential dar. Was macht gegenwärtig die ‚Kunst‘ des soziologischen Erzählens aus? Wie kann sie an Gesellschaft anschließen und dennoch über die bloße Verdoppelung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen, über Bestätigungspraxis und mehr oder minder schlichtes Nacherzählen hinausgehen?

Wir möchten uns nicht anmaßen, (aus unserer Sicht) gelungene Beispiele soziologischer Erzählkunst aufzuführen. Die Individualisierung und Pluralisierung nicht

5 Exemplarisch hierfür sind bspw. die aktuellen Debatten um *public sociology*.

nur der Gesellschaft, sondern auch der Wissenschaft ist zu weit vorangeschritten, um bedenkenlos von der Warte einer wie immer gearteten Allgemeingültigkeit des Urteils und der disziplinären Normativität aus zu sprechen. Auch verwenden wir den Begriff einer Kunst des soziologischen Erzählens (wie schon eingangs den Terminus der Sinnbasterei) eher bildhaft. Es ist an dieser Stelle nicht der Raum, tatsächlich dem Verhältnis von Wissenschaft und Kunst als zwei ausdifferenzierten und sich zugleich berührenden Bereichen nachzugehen (vgl. Pofnerl 2014). Schließlich sei auf die Auflistung von ‚Gütekriterien‘ verzichtet; sie verweigern sich der Metapher des Kunstvollen per se. Möglich erscheint aber doch, über einige objektivierungsfähige Aspekte soziologischer Erkenntnis- und Sinnproduktion nachzudenken, die soziologisches Erzählen in die Lage versetzen, *in* Gesellschaft Aussagen *über* Gesellschaft zu formulieren und dabei nicht nur Altbekanntes zu wiederholen, sondern Unerwartetes oder bislang Ungesehenes in den Blick zu bekommen. Hierzu kann auf Überlegungen aus der wissenschaftstheoretischen und wissenssoziologischen Diskussion zurückgegriffen werden.

In seinem wegweisenden und Anfang der 1980er Jahre vielfach als provokant empfundenen Buch über „Wissenschaft als Kunst“ geht der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend von dem folgenreichen Verdacht aus, „daß die klaren Unterteilungen der Fächer, die uns Philosophen und Soziologen bescheren und die auch viele Fachleute, sowohl in den Künsten als auch in den Wissenschaften, für richtig und wesentlich halten, der Praxis dieser Fächer keinesfalls entsprechen. [...] Es ist nicht so, daß es Gebiete gibt, die ‚rein wissenschaftlich‘ sind, und andere Gebiete, die nichts anderes sein können als ‚reine Kunst‘, und dazwischen einen Bereich, in dem sich die beiden Dinge vermischen, sondern künstlerische Verfahren kommen überall in den Wissenschaften vor und besonders dort, wo neue und überraschende Entdeckungen gemacht werden.“ (1984, S. 8). Feyerabend rollt die Geschichte des Verhältnisses von Wissenschaft und Kunst zum einen als Geschichte des Auseinanderdividierens zweier einst zusammengehörender Bereiche auf, zum anderen als Vermischung „realistischer“ Verfahrensweisen und „irrealer“ (a. a. O., S. 9) Forderungen an das, was Wirklichkeitserforschung ist und sein kann. Die Antike weist demnach alle Fächer als „Künste“ aus, die sich zwar in ihren Resultaten, nicht aber in ihren Methoden unterscheiden. Ob es sich um die Kunst der Navigation, des Heilens oder der guten Rede handle, gemeinsam sei ihnen allen das Sammeln, Ordnen und die Weitergabe von *Erfahrung*, eine Anbindung an Prozesse des *Lernens* sowie an die *Praxis*, in der eben diese Erfahrungen gewonnen wurden. Erst im Lauf späterer Selbstverständigungen, beginnend in der griechischen Philosophie, kulminierend in der Neuzeit und Moderne, bildet sich ein eigener Diskurs der Wissenschaften mit eigenen Unterscheidungsmerkmalen heraus. Die Kriterien der Wahrheit und Überprüfbarkeit von Theorien rücken in

den Vordergrund sowie entsprechende Objektivierungsmodi der Abstraktion und Beweisführung – verstanden als Bedingungen von Wissenschaftlichkeit, von Sachbezogenheit und einer einzigartigen Wahrheitsproduktion. Feyerabend kritisiert dieses Wissenschaftsverständnis und seine Ordnungsprinzipien als forschungspraktisch unangemessen und ideologisch verzerrt. Den Wissenschaften steht demnach kein privilegierter, dem geschichtlich-gesellschaftlichen Kontext enthobener und situationsunabhängiger Standpunkt der Erkenntnisgewinnung zu. Wie die Künste durch *Kunststile*, seien die Wissenschaften durch *Denkstile* gekennzeichnet, die prinzipiell gleichberechtigt nebeneinander stehen. Die Begriffe der „Wirklichkeit“ und der „Wahrheit“ werden damit vieldeutig und relativ: „Wahrheit ist, was der Denkstil sagt, daß Wahrheit sei.“ (a. a. O., S. 78) Und wie die Wahl von Kunststilen kann auch die Wahl von Denkstilen nicht von sozialen und historischen Einbettungen absehen: „Die Wahl eines Stils, einer Wirklichkeit, einer Wahrheitsform, Realitäts- und Rationalitätskriterien eingeschlossen, ist die Wahl von Menschenwerk. Sie ist ein *sozialer Akt*, sie hängt ab von der *historischen Situation*, sie ist gelegentlich ein relativ bewußter Vorgang [...], sie ist viel öfter direktes Handeln aufgrund starker Intuition“ (a. a. O., S. 78/79; Hervorhebung im Original). Dergleichen Analogien führen Feyerabend zu der Auffassung, „daß die Wissenschaften Künste sind im Sinne dieses fortschrittlichen Kunstverständnisses“ (a. a. O., S. 79) – als „fortschrittlich“ gilt ihm dabei (im Anschluss an kunsttheoretische Entwicklungen zur Zeit der Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert) ein Kunstverständnis, das Kunst nicht als Vervollkommnung einer zunehmend „natürlicher“, „lebendiger“ werdenden Abbildung der Welt begreift, sondern sich der Stilisierung, der Perspektivität des Wirklichkeitsbezuges und der Unterschiedlichkeit der Darstellungsweisen bewusst ist. Gleichwohl warnt Feyerabend vor einem überzogenen Begriff der persönlichen Kreativität und des freien Schöpfertums zur Lösung von Erkenntnisproblemen. Eine solche Vorstellung blende die Rolle gedanklichen Experimentierens, gleichsam selbstverständlicher Eingebungen und die Frage nach der Entstehung „instinktiv“ gewonnener Einsichten (a. a. O., S. 115) aus.

Die von Feyerabend betonte historisch-soziale Gebundenheit wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion sowie die Relativität ihres jeweiligen Wahrheitsanspruchs stellen eine unhintergehbare Konstante auch des soziologischen Wissens dar. Dies ist heute weitgehend akzeptiert. Besagt ist damit keineswegs, dass Soziologie sich ihre Problemstellungen von der Gesellschaft ‚diktieren‘ lässt und lassen sollte. Ihre Arbeit beginnt damit, Fragen zum gesellschaftlichen Geschehen zu stellen und nur in der *Differenz* ihrer ‚anderen‘ Erzählung (sowohl was Form und Inhalt anbelangt), liegt auch ihr besonderer Erkenntnisgewinn.

Aus der Soziologisierung von Gesellschaft erwächst jedoch ein neuartiges Erkenntnisproblem, wobei die pessimistische Diagnose einer strukturellen Er-

schwernis unmittelbar in die hoffnungsvolle Perspektive gesteigerter Ambitionen und Ansprüche überführt werden kann: Sofern die soziologische Beforschung der Gesellschaft nicht nur ihre eigenen, mehr oder minder deformierten Beschreibungen (Diagnosen, Konzepte) ‚im Feld‘ wiederfinden und stets auf Neue reproduzieren will, muss sie – ebenfalls schon aus strukturellen Gründen – über das Vorhandene hinaus gehen können und wollen; alles andere führt entweder in die bereits angesprochene Unsichtbarkeit (bei gleichzeitiger Omnipräsenz) oder in die unintendierte *Selbstbespiegelung*, in einen nicht enden wollenden Narzissmus der um ihre disziplinäre «Schönheit‘ und ‚Reinheit‘, ‚Autorität‘ und ‚Eigentlichkeit‘ bemühten soziologischen Analyse soziologischer Gesellschaften hinein. Dies wäre neben der braven Anpassung an das, was ‚die‘ Gesellschaft will, der schlechteste Weg. Man könnte ihn auch als Regression bezeichnen.

Als Gegengewicht hierzu erscheinen einige grundlegende (und gar nicht so neue) Aspekte soziologischer Wissensgenerierung von besonderer Bedeutung:

1. Zentral und geradezu konstitutiv für die Kunst des soziologischen Erzählens und seiner Grundlagen ist erstens die konsequente *Verknüpfung von Erfahrungs- und Theoriebildung*, auf die nicht nur (und nicht erst) Feyerabend, sondern schon das von dem Pragmatisten John Dewey entwickelte Modell der *inquiry* als einer vom Zweifel motivierten und an der Problemlösung orientierten Erkenntnissuche (Dewey 2002 [1938]) verweist. In Anknüpfung an Dewey wie auch an Max Weber und Michel Foucault entwickelt z. B. Paul Rabinow dies aktuell weiter zur Konzeption einer *experimentellen Formgebung* der Analyse, die auf tentativer Annäherung beruht und sich weder der Annahme von Vorgängigkeit noch der vollständigen Neuerfindung sozialer Wirklichkeit überlassen kann:

“The process of inquiry involves staying in the midst of things of the world but of transforming them in specific ways so as to give them the kind of form that is determinate. [...] Hence the interest of an experiment is its ability not to represent a pre-existing situation nor to construct an entirely new one but through reiterated and controlled adjustment to arrive at a determinate and concordant situation” (Rabinow, o. J.).

2. Berührt ist damit zweitens das unauflösbare *Spannungsverhältnis von (gegenständlicher) Nähe und (analytischer) Distanz*, dessen Balance und Handhabung sich jeder im weitesten Sinne interpretativen Sozialforschung als Aufgabe stellt. Der Forschende bleibt auch in wissenschaftlicher Einstellung der Welt zugewandt und in ihr aufgehoben, er muss sich dennoch für die Fremdheit des Vertrauten öffnen können und zur Reflexion des eigenen Verstehensprozesses bereit sein. Darin liegt eine Haltung, die für die Methodologie sozialwissenschaftlicher Hermeneutik und aus deren Sicht unverzichtbar ist. Sie erlaubt die Bearbeitung

und Vermeidung von Vorurteilen in Bezug auf Untersuchungsobjekte sowie die Generierung neuen Wissens, neuer Komplexitäten und Zusammenhangsvermutungen in Abgrenzung von denjenigen, die ein Untersuchungsgegenstand über sich selbst definiert.

„Dennoch und obwohl wir in dieser Welt aufgewachsen, damit Einheimische in ihr sind – und mit einigem Geschick auch bleiben können –, wird uns in wissenschaftlicher Perspektive das bereits Gedeutete deutungsbedürftig, das Erklärte erklärungsbedürftig, das Vertraute fremd: in der Distanz der Reflexion wird die ‚relativ natürliche Weltanschauung‘ (Scheler) zur reflexiv-analytischen, notwendig bruchstückhaften, rekonstruktiv-konstruktivistischen Interpretationsanstrengung. Das wissenschaftlich angestrebte Ziel hat nur noch wenig mit der Pragmatik des Alltagslebens zu schaffen.“ (Soeffner 2004 [1989], S. 12-13)

3. Soziologisches Erzählen folgt drittens nicht zufällig dem diskursiven Format des Arguments. Zum Tragen kommt darin das Primat der *Legitimations- und Begründungspflicht* – dies preiszugeben, würde bedeuten, die erzählerische Gattung (und deren inhärente Logik) zu wechseln, d. h. nicht (nur) Wissenschaft, sondern eben (auch) etwas anderes zu betreiben. Das Festhalten am Argumentativen impliziert ein gewisses Maß an Kontrolle über die jeweils hervorgebrachten Aussagen und setzt der Beliebigkeit wie auch der Willkür Grenzen – dies gilt in unterschiedlichen Phasen des wissenschaftlichen Prozesses sowohl z. B. für die methodisch kontrollierte Entwicklung von Deutungshypothesen und Schlussfolgerungen in der Interpretation des empirischen Materials als auch für die Begriffsbildung und das Schreiben publikationsfähiger Texte. Für ungestüme Geister klingt dies wenig attraktiv, doch ohne die Konstruktion von Argumenten (siehe eingangs Becker) ist wohl auch keine Wissenschaft zu haben. Darin bis zu einem Grad vor Ideologisierung gefeit zu sein, mag wiederum die Ungestümen trösten.
4. Viertens – und dies ist abschließend vielleicht der wichtigste Punkt – geht es darum, ausgeblendete, verborgene, verstellte *Möglichkeiten und Möglichkeitsräume* freizulegen, Optionen des Denkens und Handelns sichtbar zu machen, die in der Befangenheit der Perspektiven oder im Banne von „*Tabus der Nichtveränderbarkeit*“ (Beck 1986, S. 282; Hervorh. im Orig.) nicht wahrgenommen werden können oder wollen. Darin sind sich ansonsten sehr unterschiedliche Ansätze und Positionen soziologischer Selbstverständigung einig. Wenn Soziologie dazu dienen kann, will und soll, das „Handlungsrepertoire von Gesellschaften zu erweitern“, wie Hans-Georg Soeffner formulierte (Reichertz 2004), so muss sie dafür Sorge tragen, ihr eigenes Aussagerepertoire zu kennen und zugleich für die empirische Verwandlungen, begriffliche Umstellungen, den Bruch mit Routinen offen zu halten. In seinem Nachwort „Vom Schreiben im

Allgemeinen und vom Verfassen soziologischer Texte im besonderen“ vergleicht Zygmunt Bauman die Berufung des Dichters mit der Aufgabe des Soziologen (wohlwissend, dass Soziologen „höchst selten Gedichte“ schreiben und das – es ist für die Lyrik wohl eher von Vorteil – allenfalls „in ihrer Freizeit“ tun). Den verborgenen Möglichkeiten nahe zu kommen und „Löcher in die Mauern des Offensichtlichen und Selbstverständlichen [zu] bohren“ sei dennoch „Aufgabe des Soziologen wie des Dichters“ und „in beiden Fällen lassen sich dieselben Gründe anführen: Mauert man die menschlichen Möglichkeiten ein, so läuft dies dem Potential des Menschen zuwider und erschwert den Nachweis des großen Schwindels“ (Bauman 2003, S. 238).⁶ Und auch Peter Berger räumt – wie wir es nennen möchten – der ‚*Arbeit an der Freiheit*‘ großen Stellenwert ein: „Gehört die Beschreibung der Unfreiheit, des Zwangs zum Geschäft des Soziologen, so besteht andererseits die humanistische Perspektive der Soziologie darin, im Ablauf des gesellschaftlichen Dramas die Möglichkeiten zur Freiheit aufzuzeigen.“ (Berger 1977 [1963], S. 1).

Wie und wozu also forschen? Wenn wir davon ausgehen, dass Wissenschaft heißt, *Erfahrungen* zu machen, und wenn dies mit Michel Foucault (2005, S. 52 [1978]) bedeutet, aus einer Untersuchung ‚anders‘ herauszugehen, als man hineintritt, also theoretisch und empirisch ‚*experimentierend*‘ – suchend, beobachtend, reflektierend, zweifelnd, imaginierend – neue Sichtweisen zu entwickeln, dann kommt es für soziologische Forschung darauf an, Wissenschaft so zu betreiben, dass sie Erfahrungen im genannten Sinne zulassen, den „Kick“ am Gegenstand ermöglichen kann (Pofersl 1999). Erfahrungen auf Seiten der Forschenden, die dann auch ‚neue‘ Erzählungen hervorbringen und eingeschliffene Gewohnheiten der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung aufbrechen können – nicht müssen, für die Aufnahme soziologischen Wissens gibt es keine Garantien. Ein solcher Prozess impliziert, *Denk- und Handlungshorizonte* zu eröffnen – die Freiheit der Wissenschaft nicht zynisch abzutun, sondern auch und gerade in diesem Sinn zu nutzen. Dafür gibt es kein Rezept und keinen eindeutig besten Weg.⁷ Um die hier vorgenommene *tour d’horizon* mit Thomas Eberle zu schließen: Eine „[...] erkenntnis- und wissenschaftspluralistische Haltung, geprägt von Bescheidenheit und Toleranz, ist

6 Dichter wie auch Soziologen werden gehört. Zygmunt Bauman wurde auf dem Soziologiekongress 2014 der Preis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für sein wissenschaftliches Lebenswerk verliehen. Die Hommage zum Thema „Sinn und Wahnsinn der Moderne“ von Ulrich Beck war wenige Tage später z. B. in der *tageszeitung* zu lesen.

7 Wie unterschiedlich sich sozialwissenschaftliches Arbeiten zudem aus der Perspektive verschiedener soziologischer Wissenskulturen darstellen kann, zeigt sich u. a. im Ländervergleich, vgl. Keller/Pofersl (2015).

daher das einzig adäquate Selbstverständnis des Sozialwissenschaftlers.“ (Eberle 1984, S. 512). Und wie wir hinzufügen möchten: auch der Sozialwissenschaftlerin.

Literatur

- Adorno, T. W. (2003 [1968]). *Einleitung in die Soziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bauman, Z. (2003). *Flüchtige Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U., Bonß, W. (1994). *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Studien zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Becker, H. S. (2007). *Telling about Society*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Berger, P. (1977 [1963]). *Einladung zur Soziologie. Eine humanistische Perspektive*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Bourdieu, P. (1992 [1987]). Fieldwork in Philosophy. In P. Bourdieu. *Rede und Antwort* (S. 15-49). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dewey, J. (2002 [1938]). *Logik. Die Theorie der Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eberle, T. S. (1984). *Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft: der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften*. Bern: Haupt.
- Favret-Saada, J. (1979). *Die Wörter, der Zauber, der Tod. Der Hexenglaube im Hainland von Westfrankreich*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Feyerabend, P. (1984): *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1990 [1983]). Was ist Aufklärung? In E. Erdmann, R. Forst und A. Honneth (Hrsg.), *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung* (S.35-54). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2005 [1978]). Gespräch mit Ducio Trombadori. In D. Defert und F. Ewald (Hrsg.) *Dits et Ecrits. Schriften*. (4. Bd.) (S.51-118). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Giddens, A. (1984 [1976]). *Interpretative Soziologie*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Habermas, J. (1985). *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (1988). *Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Keller, R. (2012). *Wissenschaft und Gesellschaft. Augsburger Universitätsreden Nr. 68*. Augsburg: Universität Augsburg.
- Keller, R, Pofel, A. (2015). Soziologische Wissenskulturen. Zur Generierung wissenschaftlichen Wissens durch die Praxis der Auslegung. In R. Hitzler (Hrsg.), *Hermeneutik als Lebenspraxis* (S.177-191). Wiesbaden: Springer VS.
- Maanen, J. v. (2011). *Tales of the Field. On Writing Ethnography* (2. Aufl.). Chicago: The University of Chicago Press.
- Marquardt, U. (2011). *Wieviele SoziologInnen gibt es? Beitrag für den Berufsverband deutscher Soziologinnen und Soziologen e.V.* http://bds-soz.de/BDS/PDF/Studium/wieviele_soziologen.pdf. Zugriff: 15.7.2014.
- Nassehi, A. (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Neckel, S, Mijic, A., von Scheve, Ch. und Titton, M. (2010). *Sternstunden der Soziologie – Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Poferl, A. (1999). Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘. *Soziale Welt* 50 (4), 363-372.
- Poferl, A. (2014). Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung. In In J. Ebert und A. Zell (Hrsg.), *Kunst Kultur Klima. Welche Fragen formulieren Kunst und Kulturwissenschaften?* (S. 16-25). Göttingen, Steidl.
- Rabinow, P. (o.J.). *Webseite Bios Technika*. <http://www.bios-technika.net/diagnostics-grid-pathA.php>. Zugriff: 15.10.2014.
- Reichertz, J. (2004). Das Handlungsrepertoire von Gesellschaften erweitern. Hans-Georg Soeffner im Gespräch mit Jo Reichertz [65 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 5(3), Art. 29. Zugriff 15.10.2014.
- Schütz, A. (2004 [1953]). Common Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns. In J. Strübing und B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interopretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S.157-197). Konstanz: UVK..
- Soeffner, H.-G. (2004 [1989]). *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik* (2. durchgesehene und ergänzte Aufl.). Konstanz: UVK.